

Kennt Vergesellschaftung kein Geschlecht? Posttraditionalität im Spiegel von produktiven und reproduktiven Prozessen

Musfeld, Tamara

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Musfeld, T. (2000). Kennt Vergesellschaftung kein Geschlecht? Posttraditionalität im Spiegel von produktiven und reproduktiven Prozessen. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 24(3/4), 85-98. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-287975>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Tamara Musfeld

Kennt Vergesellschaftung kein Geschlecht?

**Posttraditionalität im Spiegel von produktiven und
reproduktiven Prozessen**

1. Einleitung

Die Welt verändert sich, Selbstverständlichkeiten verschwinden, Bekanntes entwickelt ein fremdes Gesicht, und das nicht nur im Bereich von Architektur, Technik und Produktion. Es sind die Menschen, die die Welt formen und mit der Welt verändern sie sich und die sozialen Figuren, in denen sie sich bewegen ebenso, wie die Vorstellungen ihres Selbst und ihrer Identität. In dieser, von ihnen auf immer sich ändernde Weise geformten Welt, erschaffen sie Strukturen, in denen sie sich vergesellschaften, d.h. in denen sie ihr Leben sozial und gesellschaftlich leben.

Bewegungen von Auflösung und Neustrukturierung des Sozialen sind historisch bekannt, sie lösen immer wieder, so auch heute, einerseits Beunruhigung, andererseits Gefühle von Euphorie aus. So finden sich auch in den heutigen Diskussionen zu den stattfindenden Veränderungen beide Positionen wieder: Es existieren kulturpessimistische Vorstellungen von der Auflösung des Sozialen, vom Verlust von Verbindlichkeit und Gemeinschaft. Das Reden vom „Tod des Subjekts“ wenn es essenziellistisch verstanden wird, schürt die Ängste, dass vom „Menschen“ und vom „Menschlichen“ nichts mehr bleibt, dass alles untergeht in anonymen Strukturen oder in scheinbar beliebig und künstlich¹ erschaffenen Räumen, Welten, Lebewesen (vgl. Antrag Keupp et al. S. 4). Andererseits existiert durch die Freisetzung von traditionellen Bezügen eine Euphorie der Freiheit, die scheinbar grenzenlose Möglichkeiten beinhaltet: im Zentrum steht das eigene Ich als Teil einer umfassenden Ego Gesellschaft, in der jeder Mensch eine eigene „Ich-AG“ betreibt

(vgl. Zeit v. 25. 5. 2000), welche jenseits von Zeit und Raum je nach Wunsch gestaltet werden kann. Dies bildet sich im Bereich der Medizin z.B. in immer mehr in Mode kommenden Schönheitschirurgischen Manipulationen am eigenen Körper ab.

Neben sozialen Praxen und Gestaltungsstrategien ist es darüber hinaus besonders die Technik des Virtuellen, das Internet und die Möglichkeiten elektronischen Kommunizierens und Produzierens, die die Bindung an Zeit und Raum auflöst: sie liefert für die grenzenlose Ausdehnung der eigenen Person jenseits materieller Ein- und Übergriffe das technische Equipment, so dass es bei aller Vernetzung keine Endlichkeit der Subjekte mehr zu geben scheint.

2. Der Forschungsbericht

Das hier von der Forschungsgruppe Keupp et al. vorliegende Forschungsprojekt hat sich erfolgreich zum Programm gemacht, zwischen diesen Klippen von Abwehr und Idealisierung nach den realistischen Veränderungen, Prozessen und Bewegungsformen der Menschen in der heutigen Zeit zu fragen: Menschen leben notwendigerweise in Gesellschaft und Gesellschaften und müssen und werden sich diese daher immer auf irgendeine Art organisieren. In den unterschiedlichen Organisationsformen existiert eine kulturell und historisch einzigartige Mischung von Freiheit und Begrenzung, von Individualität und Bezogenheit, welche einige Vergesellschaftungsmuster benötigt, manche ermöglicht und andere verhindert. Jenseits der gängigen Impulse, das Bestehende und Bekannte zu naturalisieren und zu verklären, ist immer die Frage, wie die je konkreten Formen aussehen, mit welchen Mitteln technischer und sozialer Art sie hergestellt werden, wem sie dienen und welche Möglichkeiten sie in sich bergen. Diese Muster von Freiheiten und Begrenzungen sind Konstruktionen, auf denen auch die Selbsttätigkeit der Menschen, ihre Selbstwahrnehmung und die Wahrnehmung ihrer sozialen Gefüge basiert. Die Veränderung der sozialen Lebensweisen und Vergesellschaftungsformen zu erkennen ist ein wichtiges Anliegen, um die Entstehungsbedingungen der eigenen Welt- und Selbstvorstellungen zur Verfügung zu haben und Handlungsspielräume zu erkennen.

Eine zentrale Frage muss darüberhinaus sein, wer über welche der vorhandenen Mittel der Vergesellschaftung verfügt, in welchen Prozessen und mit welchen Ressourcen sie erworben, und wie sie eingesetzt werden². Dieser Frage nachzugehen ist erklärtes Programm des Projektes, und wir dürfen mit Spannung auf die Ergebnisse warten.

Da jeder Forschungshintergrund eine besondere Fokussierung bedeutet, möchte ich einige Fragen, die sich mir bei der Durchsicht des Antrags aus meiner Art des Nachdenkens gestellt haben, formulieren, in der Hoffnung, dass sie bei der Bearbeitung des Feldes nützlich sind. Sie setzen zentral bei der Frage nach dem „Subjekt als Baumeister (s)einer sozialen Landschaft“ (Forschungsantrag S. 8; Keupp et al. 1999, S.17) an, haben aber indirekt auch Auswirkungen auf die Frage nach den sozialen Figurationen und den spezifischen Vergesellschaftungsformen.

3. Das Subjekt als geschlechtsneutrale Figur

Selbstverständlich fällt es mir als Forscherin im Bereich der gender-Problematik sofort auf, dass eine geschlechtsspezifische Differenzierung der Beforschten in Männer und Frauen und der Forschungsfelder und -praxen in überwiegend männlich und weiblich besetzte im Antrag weitestgehend fehlt. Dies, obwohl kritisiert wird, dass in der Moderne das Modell der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung mit all seinen Konsequenzen eine ganz zentrale Ligatur war (Keupp et al. 1999, S. 7). Die geschlechtsspezifische Differenzierung taucht erst bei der Diskussion der Methoden zur Auswertung auf (ebda. 25), wenn die Interviews nach den vorhandenen Kategorien kontrastiert werden sollen und sie als eine neben anderen verhandelt wird.

Bereits der Bezug auf „die Gesellschaft“ und auf geschlechtsneutrale Vergesellschaftungsprozesse unterschlägt, dass heute immer noch die Sphären von Produktion/gesellschaftlich bezahlter Arbeit und Reproduktion voneinander getrennt existieren und nach wie vor geschlechtsbezogen konnotiert werden. Dies einerseits in der realen Lebensführung: Während die mobilen Männer die Woche in der öffentlichen Sphäre verbringen, leben immer noch die meisten Kinder und viele Frauen – wenn auch nicht ausschließlich – ein eher traditionelles

Leben. Andererseits existiert diese Trennung massiv in der gedanklichen oder symbolischen Organisation des gesellschaftlichen Lebens: während lange Zeit wenigstens im Bewußtsein ein Zusammenhang zwischen den Sphären Produktion/Reproduktion hergestellt wurde, scheint es gerade mit den neuen Bewegungs-Freiheiten in Zeit, Raum und Identitätsentwurf so, als handele es sich um einen beliebigen, rein individuell konstruierten Zusammenhang. Tatsächlich sind es in erster Linie die Frauen, die den Widerspruch dieser unterschiedlichen Sphären in sich synthetisieren müssen, die einen Zusammenhang quasi „im eigenen Inneren“ und in ihren Handlungspraxen herstellen müssen.

Es geht mir an dieser Stelle nicht darum, die geschlechtsspezifische Differenzierung als ein „an sich“ einzufordern. Es taucht vielmehr die Frage auf, in wie fern die konkrete Ausgestaltung und Widersprüchlichkeit der heutigen Gesellschaft und der in ihr entstehenden sozialen Figuren ohne diese Differenzierung in ihrer Bedeutung für das vorliegende Thema erfaßt werden kann. Ich denke z.B. an die eigentümliche Mischung von traditionellen und nicht traditionellen Elementen, die auch da, wo sie getrennt existieren, dennoch untrennbar aufeinander bezogen sind. Obwohl wir nämlich in einer Zeit leben, wo nicht nur der Tod des Subjekts verkündet wird, sondern auch die Vorstellungen, dass jeder Mensch über ein „natürliches“ Geschlecht verfügt, als Illusion erscheint (Butler), existiert nach wie vor die klassische Unterteilung der Gesellschaft in eine männlich konnotierte Sphäre der Öffentlichkeit und eine weiblich konnotierte des Privaten. Wir eignen uns auch in diesen Zeiten die Welt als Männer und Frauen an, wenn auch nicht mehr so kohärent wie noch vor einigen Jahrzehnten, und konstruieren unsere Identitäten immer mit, gegen oder vor der Folie dieser zentralen Kategorie. Zu dieser Sozialisation gehört eine unterschiedliche Zuordnung zu den Bereichen des Öffentlichen und des Privaten mitsamt den dazugehörenden sozialen Praxen.

Bei den Fragen nach der „Rekonstruktion der subjektiven Herstellung sozialer Verortung in bzw. über Familie, Freizeit, Arbeit, Politik, Kultur und Religion“ (Forschungsantrag, S. 2) scheint es mir daher wichtig, die unterschiedlichen Positionierungen innerhalb der Gesell-

schaft, die der subjektiven Verortung vorgängig sind, zu berücksichtigen. Dies auch, um ein umfassendes Bild der untersuchten sozialen Figuren und netzwerkbezogenen Strategien zu erhalten.

Bei der geläufigen Definition von „Gesellschaft“, insbesondere unter dem Stichwort Globalisierung und Mobilität, drohen nämlich vielfältige Orte und Praxen der Vergesellschaftung der gesellschaftlichen Arbeit von ReproduziererInnen, wie (Teilzeit-) Müttern und (Teilzeit-) Hausfrauen, aus dem Blickfeld zu geraten, ganz zu schweigen von Lebensfeldern und Erfahrungsformen der Kinder. Da gilt es neben Verbänden und Vereinen besonders formelle und informelle Zusammenschlüsse und Kooperationen von Müttern (Vätern) und Mutter(Vater)-Kind-Einheiten zu untersuchen.

Um die Struktur und die Bedeutung der jeweiligen sozialen Gruppierungen sowohl für den gesellschaftlichen Zusammenhalt wie auch für die Konstruktion individueller Identitäten erfassen zu können scheint es mir sinnvoll, sie einerseits in ihrem Bezug zum Gesamtgefüge zu betrachten, andererseits aber auch die unterschiedlichen Lebenswelten von Männern und Frauen zu berücksichtigen³.

4. traditional – posttraditional = weiblich – männlich ?

Hinter diesem Vorschlag steckt selbstverständlich eine Hypothese: ich gehe davon aus, dass der Einfluss von Globalisierung und Enträumlichung sowie die Auflösung von traditionellen Strukturen in beiden gesellschaftlichen Sphären sehr unterschiedlich zur Geltung kommt, in der allgemeinen Diskussion aber derzeit der Bereich der alltäglichen und familialen Reproduktion außerhalb der Aufmerksamkeit bleibt, abgesehen von eher reißerisch formulierten Zukunftsprognosen, dass es zu einer Auflösung von Familienstrukturen kommt. Richtiger ist sicher, wie es auch im Antrag anklingt, dass wir uns mit neuen und differenzierten Familienformen auseinandersetzen müssen.⁴

Die im vorliegenden Antrag beschriebenen Vergesellschaftungsformen beinhalten m. E. einen männlich konnotierten Subjektentwurf, der traditionellerweise Ein-Bindungen, Abhängigkeiten und Festlegungen leugnet und von der Möglichkeit der freien Wahl auch im Bereich

von Beziehungen ausgeht. Negiert werden einerseits materielle wie emotionale Zwänge, sei es von anderen, sei es von der eigenen psychischen Verfasstheit, sowie der Zustand von Zufälligkeit – etwas geschieht aus anderen Kontexten heraus mit mir. Was dies für das Verständnis von Subjektivität bedeutet, werde ich später erläutern. Hier geht es darum zu fragen, in wieweit die Enttraditionalisierung von klassisch männlich orientierten Feldern in der Arbeitswelt, aber auch in Freizeitgruppierungen oder Vereinen verbirgt, dass es weite Bereiche im gesellschaftlichen Leben gibt, die im Innern, in ihren Qualitäten weiterhin sehr traditionell organisiert sind.⁵ Diese Bereiche fallen häufig in die Zuständigkeit von Frauen, da sie zentral um das Thema Familie, Ehe, Kinder und Reproduktion angesiedelt sind. Interessant ist dieser Zusammenhang, weil ich glaube, dass die neu entstehenden Muster nur in dieser Kombination zu verstehen sind: Es werden Sphären der Freiheit und Offenheit, der Optionalität kreiert, die nur im Zusammenhang mit Sphären existieren können, die viel festgelegter sind und die die alte Sicherheit, aber auch die damit verbundene Unfreiheit vermitteln.

Im Forschungsantrag bleibt also der Teil des weiblichen Lebenszusammenhangs und -entwurfs verborgen, der selbst wenn er jenseits aller Klischees stattfindet, immer noch seine Brechung an der Frage nach Kindern und Elternschaft findet.

Im Antrag wird von einem Aufweichen traditioneller Lebensmuster und von der Entstehung posttraditionaler Ligaturen ausgegangen. Es ist die Rede vom Ineinandergreifen von Individualisierungsprozessen und Globalisierungstendenzen, die anscheinend jeden Bereich des Lebens erfassen. Trotz aller vordergründiger Veränderungen kann in meinen Augen die Familie oder die Idee der Familie in ihren vielfältigen Varianten, und als ihr Kern die Mutter-Kind-Einheit noch immer als die traditionale Ligatur „an sich“ angesehen werden. Es geht mir nun keineswegs darum, dieses Konstrukt als ein ahistorisches, natürliches Gebilde zu betrachten. Auch die Mutter-Kind-Beziehung, wie wir sie kennen, ist eine gesellschaftliche Figur, die bestimmte Aufgaben erfüllt und es ist kritischen Frauen und der Frauenbewegung seit vielen Jahren ein Anliegen, die Reproduktionsaufgaben in eine zwischen Männern und Frauen ge-

teilte Verantwortung zu überführen. Die gesellschaftliche Realität folgt jedoch derzeit noch in weiten Teilen traditionellen Arbeitsaufteilungen.

Die Variationen und Enttraditionalisierungen haben wenig Auswirkung auf die zentrale Aufgabe und den Ort innerhalb gesellschaftlicher Strukturen: Es sind im wesentlichen immer noch Frauen, die zu Müttern werden und sich zentral um die Reproduktion kümmern. Dieses Feld bleibt aufgrund seiner Aufgaben ein konservatives, denn es geht um Entwicklung in einem System sich immer wiederholender Handlungen.

5. Vergesellschaftungsmittel und ihre Basis in kindlichen Erfahrungen

Hier taucht die Frage nach „spezifischen Vergesellschaftungsformen und gesellschaftlicher Solidarität“ (Forschungsantrag S. 2) auf. Die Frage nach Vergesellschaftungsformen muss notwendigerweise auch die Frage nach den zur Verfügung stehenden und eingesetzten Mitteln beinhalten: damit sind sowohl allgemeine materielle und soziale Strukturen gemeint, aber es ist auch die Frage nach dem individuell zugänglichen Mittelgebrauch. Wenn ich danach frage, wie Netzwerke konstruiert werden, ist ein Aspekt auch, wie einzelne Subjekte in der Lage sind, diese Netzwerke und Bindungssysteme innerlich abzubilden, herzustellen, zu konstruieren, und welche inneren Bilder und Fähigkeiten dazu ausgebildet worden sein müssen. Das bedeutet: bin ich überhaupt in der Lage existierende Netzwerke und Verbindlichkeiten als solche wahrzunehmen. Es ist dies auch die Frage nach den Schlüsselqualifikationen, über die man heute verfügen muss, um überhaupt in der Lage zu sein, um derartige Netzwerke auszubauen und herzustellen. Wenn im Originalantrag (Keupp et al. 1999, S.19) gefragt wird „Welche subjektiven Kompetenzen und Ressourcen müssen für die Nutzung posttraditionaler Figurationen vorhanden sei?“, so würde ich weiter fragen: und in welchem gesellschaftlichen Zusammenhang werden diese wie hergestellt?

Gerade die individuelle Fähigkeit zur Freiheit, die die Menschen in unserer derzeitigen Gesellschaft in weiten Bereichen ihres Lebens benötigen, muss, so meine These, lebensgeschichtlich an einem Ort erzeugt worden sein, der in sich durch Sicherheit und Verlässlichkeit charakteri-

siert ist. Während die Mobilität in beruflichen Feldern wächst, eventuell auch die Mobilität im rein räumlichen Sinn innerhalb der Familienstrukturen, steigen die Anforderungen an verlässliche, emotional geborgene, authentische und Sicherheit-gebende Bindungsfiguren innerhalb der Mutter(Vater)-Kind-Beziehung. Während Bindungen und Sicherheit in traditionellen Gesellschaften durch die selbstverständlich existierenden sozialen Figurationen als ein Druck von Außen hergestellt wurde, müssen sie nun als eigene Fähigkeit, als innere Figur, als gute Objektbeziehung über die ich frei verfügen kann, hergestellt werden (Jacobson, Winnicott, König).

Es ist nicht nur das Über-Ich, das in einem langen gesellschaftlichen Prozess als verinnerlichte Struktur, und damit quasi mobil, erworben werden muss (Elias), sondern es muss auch das positive innere Bild des sozialen Gefüges und der eigenen Fähigkeit, Sicherheit darin zu finden, hergestellt werden. Dieser Prozess die „Fähigkeit, allein zu sein“ (Winnicott) zu erlernen, findet in einer exklusiven Zweierbeziehung statt. Diese Fähigkeit wird um so wichtiger, je mobiler das Leben wird und je mehr man darauf angewiesen ist, in immer unsichereren Situationen den eigenen Ort zu schaffen.

Wir haben also zwei ineinandergreifende Phänomene: die posttraditionalen Ligaturen und die postmodernen Existenzweisen müssen auf einen Kern von verinnerlichten Objektbeziehungsbildern zurückgreifen können, die ein hohes Maß an Bindung und Freiheit integrieren, um später überhaupt in der Lage zu sein mobil, autonom, frei und dennoch gebunden zu sein. In einer globalisierten Welt zu leben bedarf dementsprechend ein hohes Maß an persönlicher Sicherheit, mit fremden Situationen umgehen zu können und es erfordert eine ausgeprägte kommunikative Kompetenz. All dies sind Fähigkeiten, die sich derzeit noch in hochtraditionellen Gemeinschaften, seien es Familien, seien es Ersatzfamilien und dort innerhalb einer wenig variablen Zweierbeziehung entwickeln: der Mutter(Vater)-Kind Einheit.

Dies zu vermitteln geht nur in actu, und es sind heute noch immer die Frauen, die in den ersten Lebensjahren dieses Bild mit dem Kind zusammen entwerfen, in dem gemeinsamen Tanz, von dem Stern spricht,

welcher zu der inneren Figur von einem Ich-in-Beziehung werden soll (Stern, 1992, Benjamin, 1990). Und hier wirft das Forschungsvorhaben von Keupp et al. auch ein Licht auf die Erkenntnisse der neuen Säuglings- und Kinderforschung: diese innige Verbundenheit zwischen Mutter und Kind ist in der westlichen Kultur ja keine Selbstverständlichkeit. Die Mutterliebe oder auch Elternliebe in ihrer derzeitigen Ausprägung ist Ergebnis gesellschaftlicher Umwälzungen (Badinter). Erst mit der Notwendigkeit, die heranwachsende Generation flexibel, offen, bildungsfähig aber auch lenkbar zu machen, hat sich diese innige Beziehung quasi als Brennglas für die Durchsetzung schwierigster Anforderungen herausgebildet.

Das bedeutet aber, dass gerade diese Unterteilung des Lebens in verschiedene Einflussbereiche, sowie ihre ideologische und konkrete Zuordnung zu „männlichem“ und „weiblichem“ außerordentlich wichtig ist für die Struktur posttraditionaler Gesellschaften: Die Tatsache, dass ein Teil des Lebens fast völlig ins Private abgedrängt wird und in traditionellen Formen konserviert wird, ist konstitutiv und zugleich im Widerspruch zu den untersuchten „posttraditionalen Lebensweisen“. Dieser notwendige Widerspruch muss daher m.E. ein bewußter Bezugspunkt des Forschungsvorhabens sein.

Für die Forschungsfragen des Projektes bedeutet dies, dass es innerhalb der Gesellschaft Räume und Praxen gibt, die sich anachron zu den gesellschaftlichen Veränderungen des beruflichen, öffentlichen und kulturellen Lebens verhalten. Diese Orte liefern z.T. die Grundlage für die Fähigkeit zur Vernetzung, sie bilden innere Kerne von Zusammenhangs- und Bezogenheitskonstrukten und sie stehen dennoch in einem Spannungsverhältnis zu den Anforderungen von Mobilität, Flexibilität und Globalisierung.

Während es für Männer selbstverständlich ist, als Erwachsene sich primär auf den produktiven Bereich der Gesellschaft zu beziehen, ist es auch für selbständige, berufstätige und autonome Frauen selbstverständlich, eine Laufbahn innerhalb des reproduktiven Bereichs mitzubedenken. Sie bewegen sich also auf einem Grat zwischen Feldern mit höchster Mobilitätsanforderung und dem Zwang zum Patchworken, sind dar-

über hinaus aber ebenso dafür zuständig, innerhalb dieser Struktur einen äußeren und inneren Ort von Beständigkeit und Sicherheit zu gestalten. Der Widerspruch verschiedener gesellschaftlicher Sphären und Aufgaben existiert als nicht nur sozialer Ort, er durchzieht auch die Subjektivität von Frauen, insbesondere wenn sie Mütter und Hausfrauen sind. Deren Situation kann als Paradigma genommen werden für die Synthetisierungsleistungen und Konstruktionsanforderungen, denen auch alle anderen Menschen ausgesetzt sind, wenn auch häufig nicht in dieser Schärfe.

Um diesen Widerspruch einzufangen, um auch festzustellen, ob und wie weit die Mobilität und das Basteln nur auf Basis dieser Grundsticherheiten gelingen kann, und auf welche Art Männer und Frauen daran teilhaben, sollte von Anfang an eine geschlechtsspezifische Sichtweise bereits bei der Auswahl und Zuordnung der zu untersuchenden Gruppierungen stattfinden. Im Anschluss an diese Anregungen stellt sich mir natürlich die Frage, mit welchem Begriff und welchem Konstrukt von Subjekt und Subjektivität die AntragstellerInnen an ihre Untersuchung herantreten.

6. Das Subjekt als aktiver Gestalter des eigenen Lebens

Der Subjektentwurf, wie er in dem Projektantrag auftaucht, will sich einerseits lösen von essenzialistischen Vorstellungen der Identität als eines Containers, in dem die Eigenschaften und Fähigkeiten des/der Einzelnen abrubereit aufgehäuft sind (Forschungsantrag S. 3). Differenz und Differenzierung stehen nicht nur im Zentrum gesellschaftlicher Prozesse, sondern gehören auch zur Ausgestaltung der eigenen Person. Netzwerkarbeit, Rhizomstrukturen bedeuten eine Verknüpfung unterschiedlichster Elemente auf der sozialen wie auf der individuellen Ebene.

Dennoch taucht für mich, anknüpfend an die Kritik an der geschlechtsspezifischen Undifferenziertheit auch hier die Frage auf, ob sich nicht unter der Hand das Paradigma des autonomen Mannes/Subjektes wieder einschleicht. Dem Entwurf liegt die Vorstellung von einem Höchstmaß an optionalen Möglichkeiten, und der Notwendigkeit aber auch der Fähigkeit, die sozialen Beziehungen selbsttätig frei zu gestalten

zugrunde. Bei diesem Prozess der Wahl und des individuellen Patchworking soll das Subjekt lediglich bezogen auf Authentizität und Selbstverwirklichung sein. Unter der Hand wird so eine Vorstellung von Autonomie und essenzieller Substanz wiedereingeführt, die in der Konzeption des bürgerlichen männlichen Subjekts immer enthalten war, aber durch die Restriktionen der traditionellen Gesellschaften nie eingelöst werden konnten. Es besteht die Gefahr, dass fasziniert von den neuen Freiheiten dies alte Subjekt in einem bunteren Gewand seine Auferstehung feiert (vgl. Musfeld, 1992). Verloren gehen für die Analyse dabei mehrere Ebenen. Die Gefahr, den weiblich konnotierten Lebenszusammenhang aus den Augen zu verlieren, habe ich bereits dargestellt.

Es ist dies hier nur von Relevanz, weil ich vermute, dass eine derartige Konzeptualisierung Auswirkungen auf die Analyse der zu untersuchenden sozialen Strukturen haben würde: mit diesem Subjektkonzept im Hintergrund ist es unmöglich, die Zwänge aber auch die Zufälle zu erkennen, die in den optionalen Möglichkeiten liegen und die in vielen Fällen die sogenannte „freie“ Wahl steuern. Eine Verklärung des Subjekts als Baumeister seines Selbst liegt darin, die Verknüpfungen, die Herstellung von Netzwerken und Rhizomstrukturen zu eindeutig dem bewußten Handeln zuzuordnen. Das bedeutet, den Faktoren Freiheit, Mobilität, Optionalität und Globalisierung zu viel Bedeutung einzuräumen, ohne die tatsächlichen Verwebungen, Verkettungen und Abhängigkeiten von ganz realen materiellen und sozialen Bedingungen zu erkennen.

Wenn Lyotard von „einem Gefüge von Relationen“ spricht (1986, S. 55) oder von „Knoten des Kommunikationskreislaufs“ (ebd.), dann sind damit auch viele zufällige Verknüpfungen gemeint, die teils unter Zwang entstehen, weil es die Anforderungen des Berufs oder soziale Situation erfordern, es sind aber auch Begegnungen, Kommunikationen, Vernetzungen gemeint, die sich eher wie von selbst ergeben, die in ihrer Struktur ein Netzwerk erzeugen, ohne dass noch ein wirklicher Baumeister erkennbar wäre. Ähnlich wie zu Beginn des Lebens, wo es ein unbewusstes Eingehen aufeinander gibt, einfach weil das Leben nur als ein soziales möglich ist. Es sind Verbindungen, die Menschen einfach zum

Leben brauchen, so dass die Freisetzung aus selbstverständlichen und einengenden Bindungen auch bedeutet, neben der gewonnenen Freiheit lediglich auf eine andere Art und Weise erneut ins gesellschaftliche Netz eingeklinkt zu werden.

Diese notwendigen Abhängigkeiten, die lediglich ihre Gestalt wechseln, scheinen mir in diesem Projektantrag zu wenig integriert, da immer noch sehr stark in ein Subjekt und dessen möglichen Optionen unterschieden wird, so als wäre das Subjekt losgelöst von seinem Weltbezug, von seinen Beziehungen und Ein-Bindungen zu denken, oder zu leben.

Für das Forschungsvorhaben würde das bedeuten, die selbstverständliche Eingebundenheit in soziale Beziehungen ebenso wie die normativen Forderungen der sozialen Netzwerke, in denen Menschen leben, auch dort wo sie den Anschein von Freiheit vermitteln, in ihrer heutigen Form deutlich zur Kenntnis zu nehmen, und zwar auf Basis der Tatsache, dass wir ohne diese sozialen Formationen und Netze nicht lebensfähig sind.

Anmerkungen

- (1) Es ist problematisch, diese Furcht vor dem Verlust der Selbstbestimmung oder der Anbindung an Gewohntes zu fassen, denn der Begriff des Künstlichen evoziert die Vorstellung, dass es etwas rein Natürliches gibt. Und es ist immer wieder diese Polarisierung, in die auch fortschrittlichste ForscherInnen heute z.B. bei der Diskussion um den radikalen Konstruktivismus oder der Dekonstruktion geraten.
- (2) Damit sind einerseits materielle und technische Ressourcen gemeint wie der Zugang zum Internet oder die nötigen materiellen Mittel, um am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen, da eigentlich jede Aktivität in gesellschaftlichen Gruppen Geld erfordert: als Mitgliedsbeitrag, um an gemeinsamen Veranstaltungen teilzunehmen, um über Beförderungsmittel zu verfügen. Andererseits benötigt man Wissen und die Fähigkeit damit zu arbeiten, es zu kommunizieren, um sich einzumischen. Auch dies sind Ressourcen, die als Bildungskapital sehr unterschiedlich gefördert und damit verfügbar werden.
- (3) Im Folgenden soll mitgedacht werden, dass natürlich auch Frauen heute vielfach den männlich konnotierten Bereich der Öffentlichkeit und Berufsarbeit für sich wählen; manche, indem sie sich ganz gegen Kinder entscheiden, andere, indem sie beide Sphären miteinander zu verbinden versuchen (bekannt als die Frage von Vereinbarkeit von Kindern und

- Beruf). In der Regel jedoch bewegen Frauen sich auch in der öffentlichen Sphäre auf eine weiblich sozialisierte Weise, die andere innere Paradigmen von Sozialität, Macht, Durchsetzung und Bindung beinhalten.
- (4) Es handelt sich in der Regel um qualitative Veränderungen, die mehr Variationen ermöglichen. Dass diese differenzierten Lebensweisen jenseits der Kleinfamilie eine so neue Erfindung nicht sind, sondern dass eher die Vorstellung einer geschlossenen Kleinfamilie das Besondere darstellt, lässt sich leicht anhand der historischen Rekonstruktion des „Mythos Familie“ (Gillis) nachvollziehen.
 - (5) Einerseits fällt mir eine Begegnung im ländlichen Raum ein, wo die Jugendmannschaft der freiwilligen Feuerwehr aus einer großen Anzahl lärmender Jungmänner bestand, während die zwei beteiligten Mädchen/jungen Frauen deplaziert wirkten und schweigend dazwischen saßen. Aber auch ein zukunftsorientierter Raum wie das Internet ist natürlich zunächst einmal männlich besetzt.

Literatur

- Badinter, Elisabeth (1991). Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München.
- Benjamin, Jessica (1990). Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Frankfurt/Main.
- Benjamin, Jessica (1993). Phantasie und Geschlecht. Studien über Idealisierung, Anerkennung und Differenz. Basel.
- Elias, Norbert (1976). der Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. 1 & Bd. 2, Frankfurt/Main.
- Gillis, John R. (1997). Mythos Familie. Auf der Suche nach der eigenen Lebensform. Weinheim/Berlin.
- Keupp, Heiner, Kraus, Wolfgang & Straus, Florian (1999). Individualisierung und posttraditionale Ligaturen – die sozialen Figurationen der reflexiven Moderne. In: Gemeindepsychologie, Band 5, Rundbrief Nr. 1.
- Jacobson, Edith (1973). Das Selbst und die Welt der Objekte. Frankfurt/Main.
- König, Karl (1986). Angst und Persönlichkeit. Das Konzept vom steuernden Objekt und seine Anwendungen. Göttingen.
- Lyotard, J.-F. (1986). Das postmoderne Wissen. Graz/Wien.
- Musfeld, Tamara (1992). „...ich lebe, also bin ich...“. Postmoderne und weibliche Identität. In: Psychologie & Gesellschaftskritik 3/4, S. 125-144.
- Stern, Daniel (1992). Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart.
- Winnicott, D.W. (1958). Die Fähigkeit zum Alleinsein. In: derselbe (1965) Reifungsprozesse und fördernde Umwelt.